

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen Viertel, 2.10 Mk., für 3 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg., ausschließlich Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserten werden die 5 gespaltene Zeilen ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwermere Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21, Geschäftsjetzt 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

Tageskalender.

Die Zusammenkunft zwischen Wilhelm II. und Nikolaus II. hat stattgefunden. (Siehe: Politische Uebersicht.)

Balfour bleibt im Amt. (Siehe: England.)

In Nischnij-Novgorod hat eine fünfstündige Straßenfälscht stattgefunden. (Siehe: Revolution in Rußland.)

In Zekaterinodar im Kaukasus ist eine Kompanie Soldaten samt den Offizieren nach der Türkei desertiert. (Siehe: Revolution in Rußland.)

Der passive Widerstand in Ungarn.

Leipzig, 25. Juli.

Aus Wien wird uns geschrieben: Die ungarischen Oppositionsparteien, welche die Mehrheit des Abgeordnetenhauses bilden, können die Regierung nicht übernehmen, weil die Krone sie daran hindert, ihr Programm auszuführen. Der unparlamentarischen Regierung Ungarns aber sind die Hände gebunden sowohl von der Krone wie vom Parlamente, weil sie nicht der Majorität des ungarischen Abgeordnetenhauses entspringen ist, sondern lediglich durch einen Willensakt des Königs ins Leben gerufen wurde und so keine andre Aufgabe hat, als — die äußerlichen Funktionen einer Regierung zu versehen und eine solche zu markieren. Dieser absonderliche Zustand wird noch verschärft dadurch, daß das Parlament vertagt ist, so daß also neben der Regierung auch die Abgeordneten selbst zu einem Scheindasein verurteilt sind. Ja, noch mehr. Die Untätigkeit von Regierung und Parlament wird geradezu gegenständig bedingt und schafft vorderhand die einzige Existenzmöglichkeit beider in Ungarn.

Kein Staat der Welt dürfte derartige ungewöhnliche Verhältnisse aufweisen, wie gegenwärtig das kleine Ungarn, der widerborstige Zwillingbruder der habsburgischen Monarchie, die in Anormitäten, an staatsrechtlichen Wundern und Mißgeburten so reich ist. Daß der verfassungswidrige Zustand Ungarns nur vermöge der Jahreszeit, die auch sonst alle Parlamentszehen stilllegt, länger dauern kann und da, — zu einem staats-erhaltenden Regierungsfaktor ausrufen, gehört mit dazu, um die Dinge in dem Donaureiche zu charakterisieren. Mit einem Worte, es sind höchst interessante Umstände, und was sie im Herbst für Früchte zeitigen werden, läßt sich heute nur schwer voraussagen. Jedenfalls muß man sagen, daß der preussische Militärkonflikt in den sechziger Jahren

eine ziemlich harmlose Raybalmerei dagegen ist und daß — vom achtundvierziger Jahr abgesehen — in den letzten 100 Jahren wohl noch nirgends in Europa das revolutionäre Rezept der Steuerverweigerung so ernsthaft ausgefaßt und praktiziert wurde, wie in Ungarn. Die Steuerverwaltung gerät in Unordnung, weil weder Steuern ausgeschrieben und eingehoben noch freiwillig angebotene angenommen werden; der Bevölkerung behagt dieser Zustand durchaus, und auch die Beamten haben keinen Schaden bei ihrer volksfreundlichen Passivität, denn sie finden an der einflussreichen Unabhängigkeitspartei einen mächtigen Rückhalt und ihre Bezüge sind ihnen gesichert. Mag die Regierung den Schaden tragen, wenn die Steuerträger sich der Zahlungspflicht entziehen, die Einnahmen des Staates verringert und die einzelnen Zweige der staatlichen Verwaltung gestört werden. Das System des passiven Widerstands nistet sich ein, und je mehr es vorschreitet, desto schwerer kann es später beseitigt werden. Wenn dann im Herbst die Rekruten sich allenthalben weigern werden, einzurücken, die infolgedessen zurückgehaltenen dreijährigen Diener des Präsenzstandes im Heere selbst Unzufriedenheit und Unruhe erregen werden — dann mag die militärische Hofkamarilla in Wien zusehen, wie sie mit dem Geist der Rebellion fertig wird. Die Sache ist doch nicht bloß ein Generalstabsproblem, wie sich die Partei des Thronfolgers einbildet, und ob man mit den Zielen der Unabhängigkeitspartei im einzelnen einverstanden ist oder nicht, ob man ihre Haltung und die Art ihres Vorgehens billigt oder verurteilt; jedermann weiß heute, daß es sich um mehr als um 90 ungarische Kommandoworte, daß es sich um die Frage: „Vollsoveränität oder Königsabsolutismus“ handelt. Nicht davon hängt die sogenannte „Großmachtsstellung“ der Monarchie ab, ob eine beschränkte Anzahl von Kommandoworten in deutscher oder in ungarischer Sprache erteilt wird. Diese wenigen militärischen Fachausdrücke können selbst in der österreichisch-ungarischen Armee, wo freilich alle Jungen der europäischen Nationen erklingen, keine so entscheidende Rolle spielen, daß sie die politische Existenz des Doppelstaats ernstlich beeinflussen könnten. Heute sind andre Fermente notwendig, um das staatliche Konglomerat am mittleren Lauf der Donau zusammenzuhalten. Diese Fermente aber sind nicht beim unmodernem Königtum einer national geschichtslosen Dynastie, sondern in den Völkerschaften selbst zu suchen und — soweit überhaupt vorhanden — auch zu finden.

Wiewohl man von der Bourgeoispreffe Oesterreichs nicht verächtlich genug reden kann, verdient es dennoch wider festgenagelt zu werden, daß niemand eifriger für die Knebelung der Magyaren eintritt, als die österreichische Presse liberalen und antiliberalen Kalibers. Bei letzterer gehört die Knebelung zum „Programm“ und man wird sie daher ignorieren dürfen. Allein auch die „liberale“

Presse, die nicht genug von der Republik — in Frankreich schwärmen kann, eifert dagegen, daß die Ungarn auf die Organisation der Armee Einfluß erlangen, weil diese in die unantastbare Kompetenz der Krone gehöre, und der König von Ungarn zugleich Kaiser von Oesterreich, daher als gemeinsamer Monarch nicht ungarisch national sein könne. Als ob das nicht ein Beweis mehr dafür wäre, daß das Verhältnis der beiden Staaten zueinander und die Stellung des Monarchen zu Ungarn in Frage steht — also weit mehr als die Kommandosprache, der Einfluß auf die Armee und die Personalunion! Das liberale Pressegesindel denunziert — ganz so wie sein antisemitisch-kerikales Gegenpiel — die Ungarn, daß sie die „Revolution“ organisieren, und überhört dabei, daß es damit dem ärgsten Absolutismus im eignen Lande das Wort redet, den es angeblich verabscheut. Allerdings, eine gewisse Konsequenz liegt darin. Der Liberalismus hat von jeher eine Stütze „oben“ gesucht. Ein „liberaler“ Kronprinz, ein „liberaler“ Erzherzog, das waren nach Ansicht der liberalen Presse die besten Stützen der Freiheit in Oesterreich. Ebenso verlangen natürlich die meisten der abgelebten Parteien in Oesterreich, daß Ungarn sich mit den erreichten Zugeständnissen der Krone begnüge — nur damit man nicht in die unangenehme Notwendigkeit versetzt werde, zwischen Volks- und dynastischen Interesse wählen zu müssen. Dem ersteres erfordert die Beseitigung des absolutistischen Systems, das trotz aller konstitutionellen Verleumdungen das wahre Regierungsprinzip in Oesterreich und die eigentliche Stütze des Dualismus ist, der ohne den Absolutismus in Oesterreich nicht möglich wäre. Fügt diesen aber schwärmen alle schwarz-gelben Oesterreicher, ob liberal oder nicht, gegen ihn richtet sich daher in letzter Linie der passive Widerstand der Ungarn, wobei sie sich nur in dem Punkte irren, daß ein freies Oesterreich niemals auch die Millionen zahlen könnte, die heute für das ungarische Heer von österreichischer Seite aufgebracht werden müssen. Wäre die Politik der Unabhängigkeitspartei, deren Anhänger sich immer noch mehr, zugleich auch demokratisch, dann würde der passive Widerstand die Krone schon vor dem Herbst müde machen und heute schon neben der ungarischen Regierung — auch die ungarische Kommandosprache erringen. Aber auch so werden es die Magyaren kaum nötig haben, die Senzen zu schärfen. Die Krone wird glorreich dem Volkswillen Rechnung tragen, sobald sie nur sicher ist, daß die guten Oesterreicher diesmal noch die Mehrkosten, die der ungarische Heeressteil verursacht, auf sich nehmen wollen. Insofern richtet sich der ungarische Widerstand gegen die Interessen der österreichischen Arbeiterklasse, und ist daher zu bekämpfen. Inz übrigen aber verdient er unsere Sympathie.

Seuilleton.

Wahrheitssucher.

Voman von Joseph Laichter.

Aus dem Böhmischen übertragen von Robert Saubel. (Nachdruck verboten.)

XXVII.

Zenda führte also Soumar und Benesch durch das Vorzimmer und durch einen Korridor, mit Gas beleuchteten Gang nach dem andern Flügel über den Hof des Hauses, wo Kwapil in einem kleinen einfenstigen Zimmer lag.

Im Zimmer brannte ein Nachtlämpchen, das am Ofen stand. Sie gingen auf Fußstapfen.

„Ich bringe Ihnen Soumar,“ sagte Zenda, sich über das Lager beugend.

Kwapil rührte sich im Bett.

„Das freut mich!“ sagte er.

Er war mit einer leichten Decke zugeeckt und lag auf dem Rücken, auf seiner Stirne standen Schweißtropfen, seine Augen blickten sehr matt. Bei dem schwachen Licht sah man nur undeutliche Umrisse.

„Na, Ladislav, wie gehts — wie?“ fragte Soumar, sich zu einem Lächeln zwingend.

„Danke, es ist vielleicht schon besser.“

„Ich hab noch einen Freund mitgebracht,“ sprach Soumar wieder, „er versteht was von Medizin und will Sie untersuchen.“

Kwapil blickte schon eine Weile Benesch an, nun sah er selber hin. Dieser trat näher, sagte Kwapils Hand und sprach einige tröstende Worte.

„Ist das ein Jammer,“ sagte er, „eben haben wir von den Lumpen gesprochen. Die haben Ihnen Prag schon gezeigt zum Willkommen.“

Kwapil nickte mühsam, er stimmte ihm zu. Erst nach einer Weile brachte er hervor: „Ja, ja!“

„Regen Sie sich aber nicht auf, denken Sie nicht nach,“ mahnte Benesch ihn. „Sie sind Sie in guter Gut, Sie werden genesen, und dann werden Sie sehen, daß Prag auch anders aussehen kann. Trinken möchten Sie wohl nicht?“

„Doch, ich möchte.“

Benesch nahm vom Nachttischchen eine Flasche Mineralwasser, goß etwas davon in ein Gläschen, das er Kwapil zum Mund reichte. „Das kühlt, nicht wahr?“ fragte er.

Dann schritt er durchs Zimmer, blickte an den Wänden hinauf und dann auf den alten Schreibtisch aus weichem Holz, der in einer Ecke stand.

„Hier ist's gut für Sie, in dieser Ruhe,“ sagte er zu Kwapil.

„Ein Buchhalter hat hier gearbeitet, solange mein Vater zwei Angestellte hatte; jetzt stand das Zimmer leer,“ erklärte Zenda, „und so haben wir Herrn Kwapil herüberbringen lassen.“

„Sie haben gut daran getan, hier hat er seine Ruhe. Nun können wir aber wieder gehen, nachdem wir Sie gesehen haben,“ sagte er, wieder zu Kwapil gewendet. „Schlafen Sie nur und denken Sie an nichts!“

Soumar fügte dann noch hinzu, daß er an Januska geschrien habe. Dann schritten sie auf den kalten erleuchteten Gang hinaus. Benesch blieb stehen, blickte erst Zenda, dann Soumar an und schüttelte ernst den Kopf.

„Die Lumpen, die Lumpen!“ seufzte Soumar. Verstört, schweigend begaben sie sich dann durchs Vorzimmer zu den Studenten, und es war ihnen, als ob jenes Hinterzimmer mit dem Nachtlämpchen und mit Kwapil auf dem Lager in eine andre Welt versunken wäre.

Kwapil blickte noch eine Weile zur Decke empor, die Gedanken verwirrten sich in seinem Kopfe. Die Reise von Wien nach Prag, die nächtliche tolle Wanderung und wieder die Fahrt im Wagen spiegeln sich in seinem erregten Kopfe. Er sah sich, seinem Herzen folgend, an den Altar des Vaterlandes eilen — dorthin, wo die Denkmäler des jähvergepörrten Volkes stehen, dort, wo Libussa in prophetischer Wegeisterung die bekannten Worte gesprochen: „Eine Stadt selbe ich riesengroß, deren Ruhm bis an die Sterne ragt.“

Er schloß die Augen und Schlummer senkte sich über seine müden Lider.

XXVIII.

„Wie geht es — wie gehts?“ riefen die Studenten in Zendas Zimmer Benesch entgegen.

„Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß es gut mit ihm steht,“ sagte Benesch. „Ich weiß nicht, wie es euden wird.“

Alle verstummten und eine trübe Stimmung breitete sich unter ihnen aus. Sie sangen wieder an über Kwapil zu sprechen, aber es war ein trauriges Gespräch. Erst nach einer Weile gingen sie zu einem andern Thema über. Man begann von der Frauenfrage und dem Sozialismus zu sprechen.

„Na, meine Lieben,“ mischte sich Witschka wieder heiter ein, „es ist ja sehr schön, über die soziale Frage zu verhandeln, aber noch schöner ist es, in solch einem Zimmer, auf solch bequemen Stühlen zu sitzen, Tee zu trinken und Rum in Hülle dazu zu haben.“

Zenda errötete, er wurde sehr verlegen. Er sagte sich aber gleich wieder und sagte zu Witschka traurig: „Sie haben wahr gesprochen. Es ist schlecht von mir, daß ich in Ueberfluß lebe. Aber ich hasse den Reichtum, glauben Sie mir das. Sie werden sich überzeugen, daß ich einmal nicht reich sein werde, daß ich meinem Vermögen enttagen werde.“

„Nun, nun, ich wolt Sie ja nicht necken,“ entschuldigte sich Witschka, „es ist mir so ent schlüpft. Aber den Ver-